



Erinnerungen von Eduard Wladimirowitsch Smurago

Wjatscheslaw Narskij ist Autor und Leiter des Projekts "Die lebendige Stimme des Sieges" sowie Mitglied des Verbandes der Moskauer Journalisten. Diese Erinnerungen wurden im Rahmen des Projekts "Die lebendige Stimme des Sieges" aufgezeichnet. Im Laufe von sechs Jahren haben wir Erinnerungen von Veteranen des Krieges aufgezeichnet: Frontsoldaten, Arbeitende aus dem Hinterland, Einwohner des belagerten Leningrad, ehemalige KZ-Häftlinge und Kinder des Krieges. Nach dem Interview halten wir den Kontakt, telefonieren, treffen uns, besuchen sie, laden sie zu unseren Veranstaltungen ein. Viele begleiten wir auf ihrem letzten Weg.

Facebook: <https://www.facebook.com/jivoygolospobedy/>

Vkontakte: <https://vk.com/jivoygolospobedy>

Übersetzung aus dem Russischen: Sophie Tempelhagen

Die Übersetzung ins Deutsche erfolgte im Rahmen der Humanitären Geste der Bundesrepublik Deutschland zugunsten der heute noch lebenden Opfer der Leningrader Blockade. Das Projekt „Humanitäre Geste“ wird vom Deutsch-Russischen Begegnungszentrum St. Petersburg (drb) in Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung St. Petersburg, dem Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland in St. Petersburg, der Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) GmbH und dem JugendSozialwerk Nordhausen e.V. umgesetzt.

Ich wurde am 11. Februar 1929 im Dorf Loknja im Lonjanskij-Bezirk der Oblast Leningrad geboren. Vor dem Krieg lebte ich mit meinen Eltern und meinem jüngeren Bruder in dem Ort Gostiliza im Oranienbaumskij-Bezirk (60 Kilometer von Leningrad entfernt).

Mein Vater, Wladimir Konstantinowitsch (geb. 1896), hatte an zwei Kriegen teilgenommen: am Ersten Weltkrieg und am Russischen Bürgerkrieg. Nach dem Abschluss der Hochschule für Landwirtschaft arbeitete er in Leningrad in der Verwaltung der Sowchose "Rotes Baltikum" für Milch- und Schweineproduktion. Die Sowchose befand sich auf dem früheren Gut des Barons Wrangel: Es gab riesige Wirtschaftsbauten; das Wohnhaus, der Park und die Teichanlage waren nach einem Entwurf Rastrellis angelegt worden.

Meine Mutter, Anna Timofejewna (geb. 1902), kümmerte sich um die Erziehung der Kinder. Sie war eine arbeitsame Hausfrau und in allem sehr geschickt. In großem Umfang nahm sie am gesellschaftlichen Leben teil und war Mitglied im Frauenrat der Sowchose.

Mein Bruder Bronislaw wurde 1937 geboren.

Vor dem Krieg hatte ich die fünfte Klasse abgeschlossen. Ich war ein kräftiger Junge, konnte gut schwimmen, Ski und Schlittschuh laufen und spielte ganz gut Fußball. In der Schule, die sich im Haus Wrangels befand, wurde der physischen Ausbildung und der militärisch-sportlichen Arbeit große Aufmerksamkeit beigemessen. Fast alle in der Klasse besaßen die Abzeichen "Bereit für Arbeit und Verteidigung", "Bereit zum Sanitätsdienst" und "Junger Woroschilow-Schütze".

Jeden Sommer, von Juni bis August, gab es an unserer Schule ein Pionierlager für Kinder aus Leningrad. Ich freundete mich gut mit ihnen an, nahm an verschiedenen Veranstaltungen teil, unter anderem auch an militärischen Spielen. Da ich mich vor Ort gut auskannte, wurde ich immer der Gruppe der Aufklärer zugeteilt. Zu den Treffen am Lagerfeuer kamen bekannte Leute unseres Landes (Schriftsteller, Dichter, Militärs), was eine gewaltige erzieherische Bedeutung für die junge Generation hatte.

Wie alle Jugendlichen der Sowchose begann ich zu arbeiten: Ich hütete Schweine. In der Herde waren mehr als 50 Tiere, sowohl ausgewachsene Mutterschweine als auch Zuchteber. Ich hütete gemeinsam mit einem Kameraden - so konnte ich mich manchmal frei machen und ein Buch lesen.

Vom Beginn des Krieges erfuhr ich erst um zwei Uhr nachmittags, als ich zum Mittagessen nach Hause kam. Zwei Tage später wurde mein Vater zur Armee einberufen. Er hatte den Rang eines "Oberpolitleiters". Vor seinem Weggang trug er mir auf, mich um meine Mutter und meinen Bruder zu kümmern. Ich hatte bereits eine gewisse Erfahrung, nachdem mein Vater zum Sowjetisch-Finnischen Krieg eingezogen worden war.

Durch den Krieg wurden wir erwachsener und ernsthafter. Wir interessierten uns sehr für die Lage an der Front.

Zu dieser Zeit brachte man die Kinder aus dem Pionierlager eilig zurück nach Leningrad. Ihren Platz in der Schule nahmen die Offiziersschüler von der Militärmedizinischen Kirow-Akademie ein, die aus Leningrad gekommen waren. Das waren junge kräftige Burschen, die uns verschiedene Schwimmstile beibrachten.

Die lokale Verwaltung trug uns Jugendlichen in den ersten Kriegstagen auf, eine Flaschensammlung zu organisieren. Diese Flaschen wurden dann mit einer brennbaren Mischung gefüllt und zur Zerstörung von deutscher Militärtechnik eingesetzt. Außerdem sollten wir unbekannte Personen auf dem Gelände der Sowchose enttarnen, da die Deutschen Saboteure in unser Hinterland sandten.

Anfang August hörte ich auf, Schweine zu hüten, denn das gesamte Vieh der Sowchose (Kühe und Schweine) wurde in die Fleischkombinate von Leningrad gebracht.

Allmählich rückte die Front auf Leningrad zu. In diesem Zusammenhang wurde in der Nähe unseres Dorfes eine Verteidigungslinie eingerichtet, die aus ausgebauten Feuernestern und Hindernissen für Panzer bestand. Für den Bau dieser Befestigungen wurden Baubrigaden aus Leningrad sowie die Lokalbevölkerung herangezogen. Zur Bodenarbeit benutzte man hauptsächlich Tragbahnen und Spaten. Die Menschen arbeiteten, ohne auf die Zeit zu achten. Die deutschen Flugzeuge zogen Kreise über ihnen, manchmal beschossen sie sie

oder warfen Propagandablätter ab. Wir Kinder versuchten, den Bauarbeitern zu helfen: Wir brachten ihnen zusätzliche Verpflegung, warme gekochte Kartoffeln, Eier, Speck, Gurken und Äpfel. Dafür waren sie uns dankbar.

Ende August kam unser Vater zu uns (seine Truppe war in Oranienbaum stationiert) und wies uns an, sofort alle Sachen zusammenzupacken und Gostiliza zu verlassen. Das Packen dauerte nicht lange. Wir nahmen nur das Nötigste mit, das Transportmittel wurde von der Leitung der Medizinischen Akademie gestellt. Am 25. August erreichten wir den Bahnhof Oranienbaum. Dort stand bereits ein Passagierzug, der am 26. August die Angehörigen von Militärdienstleistenden und Parteiarbeitern aus der Oblast herausbringen sollte.

Zuerst nahmen wir unsere Plätze im Waggon ein. Auf den Rat von Verwandten, die in Oranienbaum lebten, stiegen wir dann aber wieder aus. Ihrer Meinung nach befand sich die Stadt unter dem Schutz der Forts von Kronstadt und dem der Baltischen Flotte, sodass sie für die Deutschen nicht leicht zu erobern gewesen wäre. Wir ließen uns bei Verwandten meiner Mutter nieder, die im Bahnhofsgebäude lebten. Später erfuhren wir, dass der Zug mit den Evakuierten einer schweren Bombardierung durch die deutsche Luftwaffe ausgesetzt gewesen war.

In der Stadt konnte man zu jener Zeit Flüchtlinge aus den Bezirken der Oblast und aus Estland antreffen. Sie bewegten sich mit Pferdefuhrwerken, Autos oder sogar zu Fuß fort. Außerdem traf man Nutztiere, landwirtschaftliche Gerätschaften und manchmal vorbeiziehende Militäreinheiten. Und alles bewegte sich in Richtung Leningrad.

Einmal sah ich einen bekannten Jungen, der in eine Militäruniform gekleidet war und einen Karabiner über der Schulter trug. Seine Hand hielt er am Lauf einer Kanone auf einem Pferdefuhrwerk. Es stellte sich heraus, dass es mein Spielgefährte Wassja Butkjewitsch war, mit Spitznamen Tschapai. Er schlug mir vor, mich seiner Truppe anzuschließen, mit dem Kommandeur würde er reden. Zuerst gab ich der Verlockung nach und ging ungefähr einen Kilometer weit mit ihm, aber dann erinnerte ich mich an die Anweisung meines Vaters und erklärte Wassja alles. Im Jahr 1948, nach meiner Immatrikulation an der Bergbau-Universität, besuchte ich die Orte meiner Vorkriegskindheit, das Dorf Gostiliza. Von Bekannten erfuhr ich, dass Wassja sich der Plünderung hingegeben hatte, dass er Auszeichnungen von Gefallenen nahm und sie als seine eigenen ausgab, wofür er vor ein Feldgericht gestellt wurde und eine lange Haftstrafe bekam.

Am 8. September fuhren meine Mutter und ich nach Leningrad, denn die S-Bahnen fuhren damals noch dorthin. Wir kamen wohlbehalten bis zum Baltischen Bahnhof, gingen zum Straßenbahnring - und dort wurde dann, etwa um 2 Uhr mittags, Luftalarm gegeben. Es stellte sich heraus, dass deutsche Flugzeuge in die Stadt eingedrungen waren und Bomben in der Nähe des Moskowskij Prospekt abwarfen. Zu dieser Zeit standen wir im Bahnhofsgebäude. Der Tag war sonnig und wir beobachteten die Situation. Wir sahen schwarzen Rauch, der immer stärker wurde. Später erfuhren wir, dass die Badajew-Lagerhäuser bombardiert worden und dabei die Lebensmittelvorräte verbrannt waren.

Der Luftalarm dauerte bis zum Abend. Mit Pferdefuhrwerken und der Straßenbahn gelangten wir gegen 9 Uhr abends zu unseren Verwandten, die in der Nähe des Moskauer Bahnhofs wohnten.

Nachdem wir also die Situation in der Stadt kennengelernt hatten, kehrten wir am zweiten Tag nach Oranienbaum zurück. Später erfuhren wir, dass Leningrad seit dem 8. September belagert wurde. Ende September befanden sich auch Oranienbaum und sein Umland in einer Blockade (der Brückenkopf von Oranienbaum).

In Oranienbaum freundete ich mich mit den Kindern vor Ort an. Da die Schulen geschlossen waren, verbrachten wir unsere freie Zeit auf dem Anlegekai, wo die Schnellboote der Armee vertäut waren. Nach den Kampagnen kamen die Matrosen sehr erschöpft zurück. Manchmal baten sie uns, ihnen bei etwas zu helfen. Wir taten das gern. Zur Belohnung wurde uns aufgetragen, die Töpfe mit Essensresten auszuwaschen. Das restliche Essen aßen wir auf, das Geschirr aber brachten wir auf Hochglanz.

Zu eben dieser Zeit stand auf dem Abstellgleis der Eisenbahn ein Panzerzug, der zwischen dem Bahnhof Peterhof und dem Bahnhof Kalischtsche verkehrte. Ich wollte unbedingt nachschauen, was sich in dem Zug befindet, und so fragte ich einen Soldaten. Er zeigte mir das Innere des Zugs. Als er erfuhr, dass mein Vater an der Front und ich ein Flüchtling war, schenkte er mir eine Dose mit Fleischkonserven, ein wenig Zucker und einen Laib Brot. Über dieses Geschenk freuten wir uns sehr, denn wir hatten keine Lebensmittelkarten.

Auf einen Zettel des Städtischen Wehrkommandos erhielten wir Brot bei irgendeinem Truppenteil. Einmal ging ich, nachdem ich einen solchen Zettel bekommen hatte, zu Fuß in Richtung der Bahnstation Peterhof, wo sich ein Truppenteil befand. Dort erhielt ich zwei Laibe Brot und noch andere Lebensmittel. Zu der Zeit kamen Matrosen von ihrem Schiff. Sie waren zur Marineinfanterie versetzt worden und tauschten daher ihre Uniformen gegen die der allgemeinen Truppen. Einer der Matrosen zog sein Hemd aus und gab es mir - zur Erinnerung, wie er sagte. Zuerst war ich zu schüchtern, aber dann nahm ich es doch an. Zu Hause nähte Mama es ein wenig um. Ich trug dieses Hemd sehr lange und erinnerte mich immer an diesen Matrosen.

Aufgrund der schwierigen Lage (häufige Bombardierungen, Schwierigkeiten mit den Lebensmitteln und der Unterkunft) schlug uns der Kriegskommissar vor, in das belagerte Leningrad umzuziehen. Wir stimmten den Argumenten des Kommissars zu, sammelten unsere Habseligkeiten zusammen und bestiegen ein Schiff, das an der Anlegestelle lag. In der dunklen Nacht des 20. Oktober verließ es Oranienbaum und legte früh am nächsten Morgen am Leningrader Handelshafen an.

In der Stadt ließen wir uns bei Verwandten meiner Mutter nieder, die in der Nähe des Moskauer Bahnhofs wohnten: in der Puschkinstraße 16. Von ihnen erfuhren wir, dass unser Vater verwundet war und sich zur Behandlung im Marinehospital (dem früheren Erismann-Krankenhaus) befand. Am zweiten Tag besuchten wir ihn, worüber er sich sehr freute.

Bei der Hausverwaltung zeigten wir unsere Dokumente vor, wurden angemeldet und erhielten Lebensmittelkarten.

Wir waren noch keine anderthalb Monate in Leningrad und merkten schon, wie sehr sich die Stadt in dieser Zeit verändert hatte. Die Schaufenster der Geschäfte waren mit Brettern vernagelt, die historischen und kulturellen Denkmäler waren mit Sandsäcken bedeckt und mit Brettern verschlossen. An den Brücken über den Obwodny-Kanal waren Sperrpfeiler und Panzersperren aufgebaut worden, an den Eckhäusern Schießscharten. An den Wänden der Häuser hingen viele farbenfrohe Plakate, welche die Bürger dazu aufriefen, die Stadt Lenins zu verteidigen. Außerdem waren eine Sperrstunde und Verdunkelung angeordnet worden.

Nach dem Vorbild anderer Jugendlicher meldete ich mich bei der Hausverwaltung für die lokale Luftverteidigung an. Ich bekam eine Instruktion und eine Gasmaske und wurde in den Plan für die Wache auf dem Dachboden einbezogen. Während eines Wachdienstes entdeckte ich auf dem Dachboden ein Wasserfass, eine Kiste mit Sand, einen halbkugelförmigen Deckel aus Asbest, eine große Zange und Fausthandschuhe. All das war für das Löschen von Brandbomben bestimmt. Außerdem waren alle hölzernen Elemente des Dachbodens mit kalkhaltigem Mörtel bearbeitet worden.

Zu den Aufgaben dieser Gruppe gehörte Folgendes: Bei Luftalarm mussten wir die älteren Bewohner und Kinder in den Luftschutzkeller bringen, der sich in unserem Haus befand, und die Verdunkelung kontrollieren. Während der ganzen Blockade wurde unser Haus von keiner einzigen Bombe getroffen.

Wir waren ohne Winterkleidung nach Leningrad gekommen. Unsere Verwandten gaben uns einige Sachen und auf dem Markt erstanden wir gefütterte Filzstiefel und eine Pelzmütze mit Ohrenklappen. Aus den Resten eines Militärmantels nähten wir einen Wintermantel.

Im November und Dezember verschlechterte sich die Situation in der Stadt aufgrund des Lebensmittelmangels rapide. Durch den Hunger setzte eine hohe Sterblichkeitsrate ein. Die öffentlichen Verkehrsmittel standen still, in den Häusern gab es keinen Strom und kein Wasser, die Kanalisation funktionierte nicht. In den Wohnungen war es sehr kalt. Der Frost erreichte minus 40 Grad und sogar noch geringere Temperaturen. Ab dem 20. November betrug die Brotration für Nichterwerbstätige und Kinder 125 Gramm. Das Brot bestand zu 50% aus verschiedensten Zusatzstoffen. Auf dem Speiseplan standen auch Tischlerleim, Ölkuchen, Senf, Außenblätter vom Kohl, Ledergürtel, Firnis und anderes.

Die gesamte Hoffnung lag auf der Straße des Lebens, die ab dem 21. November auf dem Eis des Ladogasees in Betrieb war und das Land mit der belagerten Stadt verband. Die Straße rettete viele Leningrader vor dem Hungertod. Sie funktionierte wie folgt: Man brachte Lebensmittel und Brennstoff in die Stadt und evakuierte Verwundete und die nicht arbeitsfähige Bevölkerung.

Ende Dezember erhielten wir auf Fürsprache des Generalstabs der Baltischen Flotte und Anordnung des Smolny ein Zimmer in einer Gemeinschaftswohnung in der Rubinsteinstraße 27. Unsere Zimmernachbarin war fast nie zu Hause, denn sie arbeitete im Straßenbahndepot und befand sich im Kriegszustand. Mit der Wohnung hatten wir sehr viel Glück: Die früheren

Bewohner hatten uns viele nützliche Dinge hinterlassen, die wir im Haushalt gebrauchten. Dazu gehörten Bettzeug (Decken und Kissen), Töpfe, ein Teekessel, Eimer, eine Kinderwanne, Geschirr, eine Petroleumlampe mit einem kleinen Vorrat an Kerosin, ein Beil, eine Handsäge und ein Kinderschlitten mit Rückenlehne. All das half uns, in der schweren Zeit der Blockade zu überleben.

Um uns vor der Kälte zu retten, verschlossen wir als erstes die Fenster mit Decken und kauften auf dem Markt einen eisernen Kanonenofen mit verschiedenen Rohren. Zum Brandschutz stellten wir den Kanonenofen auf Ziegelsteine, die Rohre steckten wir in das Abzugsrohr des großen Ofens.

Mit Brennstoff war es sehr schwierig. Einen Teil des Holzes konnten wir auf dem Markt gegen Papirossa-Zigaretten eintauschen, mit denen unser Vater uns versorgte, da er nicht rauchte. Als ich irgendwann einmal den Keller des Hauses untersuchte, entdeckte ich kleine Abstellkammern, die aus Brettern gemacht waren. Ich nahm mir ein kleines Beil mit, riss die Bretter heraus und trug sie nach Hause, wo ich sie zersägte und kleinhackte.

Auch mit Wasser war es sehr schwer. Nicht weit von uns aber befand sich der Fluss Fontanka, der uns damit versorgte. Zum Wasserholen nahm ich den Kinderschlitten und befestigte einen großen Topf und eine kleine Kanne an der Rückenlehne. Den Schlitten stellte ich an das Ufer und stieg dann mit der Kanne über die vereisten Stufen hinab zum Eisloch. Dann schöpfte ich mit der Kanne Wasser, stieg nach oben und goss es in den großen Topf. Diese Operation wiederholte sich mehrmals, bis der Topf voll war. Wenn wir unseren Washtag hatten, musste mehrfach Wasser geholt werden. Aber welche Wonne war es, sich mit heißem Wasser zu waschen!

Auch zu Hause warteten dann noch Schwierigkeiten, denn das Wasser musste in den zweiten Stock getragen werden. Die Treppenstufen aber waren vereist, weil einige Bewohner ihre Abfälle im Treppenhaus ausschütteten.

Wenn der Ofen geheizt war, war es vergleichsweise warm. Die Wärme hielt aber nicht lange an. In der Wohnung gab es eine kleine Bibliothek, aber in der ganzen Zeit verheizten wir nicht ein einziges Buch. Zum Feuermachen benutzten wir alte Zeitungen.

Mama kümmerte sich um den gesamten Haushalt. Sie kochte einfache Mittagessen, wusch Wäsche und teilte das Brot und die anderen Lebensmittel fürsorglich zwischen uns auf. Um eine Illusion des Sättigungsgefühls zu schaffen, schnitten wir unsere Brotscheiben in Stückchen, salzten sie, rösteten sie über dem Ofen und aßen sie zum Tee. Wir schliefen alle zusammen in einem großen Bett und deckten uns mit allem zu, was in der Wohnung vorhanden war.

Neben der Beschaffung von Brennholz, dem Wasserholen und dem Entsorgen des Abfalls gehörte es zu meinen Pflichten, jeden Morgen Brot im Lebensmittelgeschäft in unserer Nähe zu holen. Ich zog mich warm an, verließ sehr früh (etwa um sechs Uhr morgens) das Haus, stellte mich an und wartete, bis das Geschäft öffnete und das Brot gebracht wurde. Normalerweise brannte im Geschäft eine Petroleumlampe, es war dunkel. Wenn ich an der Reihe war, musste ich die Lebensmittelskarten und das Geld hervorholen, die sich in einem

kleinen Säckchen an meinem Hals befanden. Nachdem man das Brot bekommen hatte, musste man die Lebensmittelkarten verstecken und das Brot in der Armbeuge unter dem Mantel verbergen.

Einmal beging ich einen großen Fehler: Nachdem ich das Brot bekommen hatte, versteckte ich die Lebensmittelkarten nicht in der Innentasche, sondern in der äußeren. Als ich die Reihe verließ, spürte ich, dass etwas nicht in Ordnung war. Ich fasste in die Tasche - die Lebensmittelkarten waren weg. Ich schaute mich um: Neben mir stand ein Junge von etwa sieben Jahren. Ich packte ihn am Arm, ich hätte ihn umbringen mögen. Aber in diesem Moment zischte mir seine Mutter zu, ich solle ihn loslassen, und sie warf mir die in ein Röhrchen eingerollten Lebensmittelkarten hin. Ich versteckte sie in der Innentasche. Als ich zu Hause ankam, sah ich, dass dort statt drei Karten nur noch zwei waren. Nach diesem Vorfall war ich aufgrund der Enttäuschung eine gute Woche lang krank und meine Mutter nähte mir ein kleines Säckchen.

Von allen Normen bezüglich der Ausgabe der Lebensmittel und von der Lage an der Front erfuhren wir durch das Radio (in unserer Wohnung hing eine schwarze Lautsprecherschüssel). Wir freuten uns sehr über den Sieg bei Moskau.

Außerdem besuchte ich zweimal pro Woche meinen Vater im Hospital. Der Weg von unserem Haus zum Lew-Tolstoi-Platz war sehr weit, hin und zurück waren es über zehn Kilometer. Da die öffentlichen Verkehrsmittel im Winter nicht fuhren, musste ich diese Entfernung zu Fuß zurücklegen, wofür ich mehr als drei Stunden brauchte. Manchmal musste ich mich auf dem Weg ausruhen. Vater hob immer etwas von seiner nicht besonders reichlichen Ration auf, um es uns zu geben. Er übergab uns seinen Besoldungsschein, da wir keine andere Versorgung hatten. Unser ganzes Leben lang waren wir ihm dafür dankbar, denn so half unser Vater uns, in der schwierigen Zeit der Blockade zu überleben.

Dank der Straße des Lebens wurden die Brotrationen allmählich erhöht. Ab dem 11. Februar 1942 (das war mein Geburtstag) betrug die Ration bis zu 300 Gramm für Nichterwerbstätige und Kinder. Gleichzeitig wurden auch die Rationen für andere Lebensmittel erhöht, sodass wir auf die Karten nun regelmäßig Fleisch, Zucker, Graupen und anderes bekamen.

Ende Februar eröffnete eine Banja in der Puschkinstraße. Es war eine Abteilung in Betrieb, Männer und Frauen wuschen sich gemeinsam. Vor dem Waschen wurde die gesamte Kleidung in einen speziellen Raum gebracht, wo die Läuse vernichtet wurden. Nach der Banja fühlten wir uns wie andere Menschen, beseelt vom heißen Wasser.

Als die Frühlingstage begannen, verkündete die Stadtverwaltung zum Zweck der Vermeidung von Epidemien einen Monatsplan zur Räumung der Höfe und Straßen von Unrat, Trümmern, schmutzigem Eis und Schnee. Auch ich nahm an dieser Veranstaltung teil. Mit einer Brechstange zerhackte ich Eis, das dann von anderen auf Metallblätter geladen und zum Fontanka-Fluss gebracht wurde. Meine Fähigkeiten beim Zerhacken des Eises gefielen den Frauen sehr. Sie lobten mich und so strengte ich mich noch mehr an. Allerdings schaffte ich es danach kaum noch nach Hause, wo ich mich dann buchstäblich aufs Bett fallen ließ - um am nächsten Tag aber wiederum dieselbe schwierige Arbeit zu verrichten.

Im Jahr 2003 sah ich im Museum für die Verteidigung von Leningrad einen Dokumentarfilm über die Blockade, in der auch Ausschnitte mit den Aufräumarbeiten in der Stadt gezeigt wurden. In einem dieser Ausschnitte erkannte ich mich selbst, gekleidet in eine Wattejacke und eine Pelzmütze mit Ohrenklappen. Ich hielt eine Brechstange in der Hand und zerhackte eifrig das Eis. Natürlich war ich zu Tränen gerührt, denn all das erinnerte mich an meine weit zurückliegende Jugend in der Kriegszeit.

Die Stadt konnte Epidemien vermeiden und glänzte in all ihrer Sauberkeit, besonders der Newski Prospekt. Zu dieser Zeit öffnete auch eine Reihe von Alltagseinrichtungen: Banjas, Friseursalons, verschiedene Werkstätten, Fotoateliers, Kantinen, Theater und Kinos. Ein gewaltiges Ereignis für die Leningrader war die Inbetriebnahme einiger Straßenbahnlinien am 15. April.

Im April wurde mein Vater aus dem Hospital entlassen und Mutter fuhr zum Arbeiten raus auf eine Nebenwirtschaft, etwa drei Kilometer vom S-Bahnhof Melnitschny Rutschey entfernt. Mein jüngerer Bruder Bronislaw bekam einen Kindergartenplatz. Ich fuhr ab und an zu Mutter: Mit der Straßenbahnlinie 10 bis zum S-Bahnhof Rschewka und dann mit dem Zug zum S-Bahnhof Melnitschny Rutschey. Ich half ihr bei der Arbeit und brachte Brennesseln und Melde nach Hause, die eine große Bereicherung unserer Essensration waren.

Ab dem 5. Mai 1942 waren nach dem langen Winter auch wieder die Schulen geöffnet. Ich kam in die sechste Klasse. An den Schulen organisierte man eine Verpflegung mit zwei Mahlzeiten pro Schultag. In den Klassenräumen war es sehr kalt, auch wenn man warme Kleidung trug. Während des Unterrichts wiederholten wir den Stoff der fünften Klasse und schrieben häufig Briefe an die Front.

Jemand aus unserer Klasse hatte in Erfahrung gebracht, dass für die technischen Werkstätten des Leningrader Pionierpalasts Schüler gesucht wurden, um Aufträge für die Armee auszuführen. Nach der Schule gingen wir, eine Gruppe von zehn Jugendlichen, zu den Werkstätten des Palasts, wo uns der Meister auftrug, Axtgriffe zu bearbeiten. Den Rohling spannten wir in den Schraubstock und brachten ihn mithilfe von Raspel und Schleifpapier eifrig in den richtigen Zustand. An den darauffolgenden Tagen sollten wir aus Leisten und speziellem Papier Drachen mit einer Größe von 80 x 60 cm kleben. Auf die Oberfläche wurde eine Tasche geklebt. Wir fragten, welchen Zweck diese Tasche hatte, und der Meister erklärte uns, dass sie für Flugblätter bestimmt sei. Auf diese Weise wurden mithilfe von Drachen Flugblätter auf die deutschen Stellungen abgeworfen.

In den Werkstätten arbeiteten wir zwei bis drei Stunden pro Tag. Zur Belohnung erhielten wir einen Becher mit einem Getränk auf Sacharin-Basis und einen Pfefferkuchen von der Größe eines Fünfkopekenstücks. Das Wichtigste aber war, dass wir uns nützlich machten und an der Verteidigung der Stadt teilnahmen.

Wir mussten aber auch einen tragischen Fall durchleben. Einmal kamen wir vom Palast der Pioniere zurück und überquerten die Anitschkow-Brücke. Wir gingen in Richtung unserer Rubinsteinstraße und sahen: Neben der Schule standen drei Krankenwagen. Sanitäter trugen aus der Kantine (einem Kellerraum) Kinder der unteren Klassen heraus, die dort zu Mittag gegessen hatten. Es stellte sich heraus, dass während des Artilleriebeschusses ein

deutsches Geschoss im Gebäude gegenüber der Schule gelandet war. Die Druckwelle traf anschließend die Kantine. Dank unserer Verspätung waren wir dieser Tragödie entgangen.

Ende Juni fuhr unsere Klasse für eine Woche auf einen landwirtschaftlichen Betrieb in der Vorstadt, wo wir Möhren und rote Beete hackten. Der Betrieb befand sich dort, wo heute die Metrostation "Ladoschskaja" steht. Wir wohnten in einer großen Scheune und schliefen auf Stroh. Die Mädchen waren in der einen Ecke untergebracht, die Jungen in der anderen. Hierher wurde uns auch warmes Essen gebracht. Die Arbeit war sehr eintönig, aber wir erledigten sie mit Fleiß.

Das Wetter war trocken und heiß, am Himmel strahlte die helle Sonne. Unsere Kleidung aber wollten wir nur ungern ablegen, denn wir hatten Angst, den Mädchen unsere zyanotischen Körper zu zeigen. Aber allmählich überwandten wir unsere Scham: Wir zogen unsere Hemden aus und wärmten unsere Leiber.

Nach unserer Rückkehr in die Stadt entschloss ich mich, den Newski entlangzulaufen und mir die ausgehängten Zeitungen, Anschläge und das Repertoire des Kulturzentrums für Kinder anzuschauen. Als ich die rechte Seite entlangging, sah ich ausgezehnte Menschen, die auf den Stufen saßen, Winterkleidung trugen und sich in der Sonne wärmten. Auf ihren Gesichtern lag die Spur des kalten Hungerwinters. Ich ging am Jelisseejew-Feinkostladen vorbei und hörte die Klänge von Musik. Ich ging näher heran und sah, dass die Tür der Philharmonie geöffnet war. Von dort kam die Musik. Aus Neugier schaute ich in den Saal: Auf den Stühlen saßen warm gekleidete Musiker mit Instrumenten in den Händen und probten unter der Leitung des Dirigenten. Später erfuhr ich, dass sie die Siebte Sinfonie von Schostakowitsch einstudierten.

Durch all das, was ich sah, begriff ich, dass die Leningrader, die den kalten Hungerwinter 1941/42 überlebt hatten, schon keine große Angst mehr vor den Bombardierungen und dem Artilleriebeschuss hatten und dass sie an unseren Sieg glaubten.

Im Juni und Juli fanden Massenevakuierungen der nichtarbeitsfähigen Bevölkerung statt. Unserer Familie wurde eine Evakuierung angeboten. Mein Vater trug sich für den 23. Juli ein. Schnell packten wir alle nötigen Sachen zusammen, erhielten die Dokumente für die Evakuierung, lösten die Brotmarken ein und bekamen pro Person einen Laib Brot. Für einen Laib Brot transportierten die Hausmeister unsere Sachen zum Moskauer Bahnhof. Auf uns wartete bereits ein Zug mit Personenwaggons. Der Einstieg verlief organisiert. Wir bekamen unsere Fahrkarten und nahmen unsere Plätze im Waggon ein. Auf dem Weg erhielten wir jeder noch ein großes Stück Brot und warmen Brei. Am späten Abend verließ der Zug den Bahnhof und fuhr in Richtung des S-Bahnhofs Ladogasee ab.

Wir kamen in tiefster Nacht am S-Bahnhof an. Autos erwarteten uns, die uns nach Waganowski Spusk und weiter bis zur Anlegestelle brachten. Die Matrosen halfen uns, die Sachen auf das Schiff zu bringen und wir nahmen Unterdeck Platz. Unsere Überfahrt über den Ladogasee fand nachts bei schwerem Sturm statt. Das ermöglichte es uns, innerhalb einer Stunde an das östliche Ufer des Sees (an die Anlegestelle in Kobona) zu gelangen und

einem möglichen Angriff durch die deutsche Luftwaffe zu entgehen. Dafür litten aber viele Passagiere an der Seekrankheit.

Nachdem wir angelegt hatten, verließen wir in Begleitung der Matrosen schnell das Schiff. Wir fanden einen geschützten Platz am Ufer und warteten dort auf den Sonnenaufgang. Am Morgen konnte ich meine Neugier befriedigen: Ich sah riesige Lagerhäuser mit Nahrungsmitteln für Leningrad und begriff, dass unser Land sich um die belagerte Stadt kümmerte.

In Kobona erwartete uns ein Zug mit Pullmanwagen, in die man doppelte Holzpritschen eingebaut und eine Stelle für die Toilette abgetrennt hatte. Unsere Familie nahm die oberen Pritschen ein. Vor der Abfahrt gab man uns gut zu essen. Wir brachen in das tiefe Hinterland auf, in den Altai.

Auf dem Weg in den Osten gab es an den größeren Bahnhöfen Lebensmittelpunkte, wo man bei Vorzeigen der Evakuierungsdokumente eine heiße Mahlzeit und Brot bekam. Normalerweise übernahm ich diese Aufgabe, denn ich war der Schnellste aus unserer Familie.

Auf dem Weg kamen uns mit großer Geschwindigkeit und ohne Zwischenhalte Militärzüge entgegen, die Truppen und Militärtechnik transportierten. Das überzeugte uns alle wiederum vom Sieg über die deutschen faschistischen Besatzer.

Am Bahnhof Perm trafen wir unsere Verwandten, die Leningrad zwei Tage vor uns verlassen hatten. Auf ihren Rat hin verließen wir den Zug und entschieden uns, in den Nationalen Kreis der Komi-Permjaken zu fahren. Dort blieben wir im Dorf Leninski, in dem viele Leningrader lebten, die noch vor der Blockade evakuiert worden waren. Die Lokalbevölkerung nahm uns sehr warm in Empfang. Sie brachten uns alles, wovon sie genug hatten. Im Dorf bekamen wir ein akzeptables Quartier, medizinische Versorgung und angereicherte Nahrung. Außerdem gab es dort viele Beeren und Pilze, die wir unserer Nahrungsration hinzufügten.

Es vergingen drei Wochen und ich wurde wieder zu einem kräftigen Jugendlichen. Am 1. September kam ich in die sechste Klasse der Dorfschule. Ich muss anmerken, dass wir nicht nur lernten, sondern auch arbeiteten. Ich half in der örtlichen Kolchose beim Einbringen der Ernte. Im Jahr 1943, nach dem Sieg bei Stalingrad, trat ich dem Komsomol bei. Nachdem ich im Jahr 1944 die siebte Klasse beendet hatte, zogen wir in die Stadt Kudymkar, wo mein Vater beim Kreiskomitee der Partei arbeitete.

In jedem Kriegssommer arbeitete ich in einer Nebenwirtschaft, wo ich das landwirtschaftliche Leben verstehen lernte: Ich kümmerte mich um Pferde, hütete Vieh, mähte und machte Holz. Ein Teil unserer Produktion ging an die Armee und die Kriegshospitäler. Wir waren stolz darauf, dass auch wir für den Sieg arbeiteten.

Im selben Jahr wurde ich an der Fachschule für Landwirtschaft angenommen. Einen Monat später wurde ich zum Sekretär der Komsomolorganisation gewählt. Zuerst war es schwierig, das Studium und die gemeinnützige Arbeit miteinander zu vereinbaren, aber allmählich kam ich gut mit dieser Situation zurecht.

Vom Tag des Sieges hörte ich am frühen Morgen im Radio. Ich kam in die Fachschule, wo sich schon Studenten und Lehrer versammelt hatten. Das gesamte Kollektiv bildete eine Reihe und begab sich zur städtischen Kundgebung auf den größten Platz der Stadt. Mir wurde aufgetragen, mit der Fahne der Fachschule an der Spitze unseres Zuges zu gehen. Auf dem Platz spielte bereits ein Orchester. Alle Bewohner der Stadt hatten sich dort versammelt, viele weinten vor Freude.



Bei der Buchpräsentation. Wjatscheslaw Narskij mit Einwohnern des belagerten Leningrad. Von links nach rechts: N.A. Nesterowa, E.W. Smurago, S.R. Suchorukow, S.I. Silwanskaja, T.A. Moissejenko.